

## **Die Stadt macht mobil - Über das digitale Zeitalter und die neue Lust am öffentlichen Leben**

Vortrag für den 3. Stadtplanertag in Stuttgart

"Stadt und Mobilität – von der autogerechten Stadt zu  
neuer Urbanität?" am 11. Juli 2012

von Hanno Rauterberg

Auf den ersten Blick scheint alles unverändert. Unsere Städte sind wie sie sind und das öffentliche Leben scheint geradezu ehern geregelt zu sein. Steinern und unverrückbar, auf eine archaische Weise ewig. Und doch bricht, so kommt es mir vor, in dieses fest gefügte Dasein etwas hinein, das ich als echtzeithaft bezeichnen würde und das tatsächlich von einer neuen Urbanität, von einer anderen Form des öffentlichen Lebens kündigt. Und auch eine andere Art der Mobilität mit sich bringt. Echtzeit bedeutet: Es zählt nicht länger das Überkommene, es zählt vielmehr das Unmittelbare, das Augenblickliche. Das mag sich nebulös anhören, doch dieser Nebel lichtet sich, sobald man einen jener Orte in den Blick nimmt, an dem sich klassischerweise Öffentlichkeit ereignet. Nehmen wir die Straße oder besser noch: die Fußgängerzone. Die Geschichte der Fußgängerzone ist ja kaum älter als 50 Jahre und neigt sich doch, wenn nicht alles täuscht, bereits ihrem Ende zu. Sie gehört zu jener Epoche, die gerade dabei ist, sich aufzulösen. Geboren wurde die Fußgängerzone aus dem Geist der

Ordnung. Sie war als ein Reservat des Öffentlichen gedacht, hier sollte der Bürger ungestört sein, unbehelligt vom Lärm des Autoverkehrs, vom Dreck der Fabriken, abgetrennt auch von den Wohnquartieren, die allein dem Privaten vorbehalten sein sollten. In der modernen, der verzonten Stadt hatte alles seine vorherbestimmten Ort, die Grenzen waren deutlich gezogen, das öffentliche Leben war der Gegenpol des privaten Lebens, so wie die Arbeit als Gegenpol des Wohnens galt. Nun ist das Leitbild der sorgsam sortierten Stadt längst überholt, die gemischte Stadt ist seit einiger Zeit schon das postulierte neue Ziel. Und so ist auch die Fußgängerzone in Verruf geraten, sie gilt vielerorts nur mehr als öde Shoppingmeile, gepflastert mit kaumgummiverklebten Granitplatten, zugestellt mit Blumenkübeln aus Waschbeton und nach Geschäftsschluss menschenleer. Unter manchen Stadtplanern wird nicht zuletzt deshalb ein neues Modell diskutiert: der Shared Space. Man könnte diesen, um in der Diktion dieses Vortrags zu bleiben, einen Echtzeit-Raum nennen, es ist ein Raum des Unmittelbaren und Unbegrenzten. Keine Bordsteine, keine Poller, keine Markierungen gliedern oder unterteilen ihn. Es ist ein entregelter Raum, höchst ungewöhnlich. Denn nicht weniger als 20 Millionen Verkehrsschilder finden sich auf deutschen Straßen und Plätzen, es gibt 39 unterschiedliche Gefahrenzeichen, 74 unterschiedliche Verkehrszeichen, 93 unterschiedliche Richtzeichen, 26 unterschiedliche Sinnbilder und 133 Zusatzzeichen, insgesamt 365 unterschiedliche

Verkehrsschilder. Im Durchschnitt steht alle 28 Meter eines davon, die Autobahnen mitgerechnet. Es sind Schilder, die für Orientierung und Sicherheit sorgen sollen, die aber nicht unwesentlich auch das regeln und prägen, was wir öffentliches Leben nennen. Sie bestimmen nicht zuletzt unseren Umgang miteinander, unser Hinsehen, unser Vorfahrtsdenken. Umso bemerkenswerter ist: Der Shared Space, wie er nun propagiert und mancherorts auch realisiert wird, kennt keine Schilder und keine Ampeln. Es gilt dort lediglich das Rechts-vor-Links-Gebot, alles andere muss sich weisen, in Echtzeit.

Die Konsequenzen sind, wenn man es recht bedenkt, erstaunlich: Eine Zone wird zu einem Raum. Ein definierter Bereich verwandelt sich in etwas Unbereichshaftes, in etwas Undefiniertes. Und damit verwandelt sich auch der Mensch, der zuvor als Verkehrsteilnehmer definiert war, in jemanden, der geradezu zwangsläufig sich selbst und die anderen wahrnehmen muss, der also das mit konstituiert, was man üblicherweise Öffentlichkeit nennt. Und der begreift, dass Öffentlichkeit kein Zustand ist, sondern ein Ereignis.

Öffentlichkeit ist ja das, was eine Stadt ausmacht. Öffentlichkeit ist die wichtigste Voraussetzung für gelingende Urbanität. Und ja, Öffentlichkeit ist ein Wort, das einem leicht über die Lippen geht. Oft klingt es dann so, als sei Öffentlichkeit eine Art Institution wie der Bundestag oder die Hochschule. Doch so wichtig öffentliche Einrichtungen auch sein mögen, war und ist

Öffentlichkeit immer ein Echtzeit-Phänomen. Sie will belebt, sie will gelebt werden. Natürlich, dieses öffentliche Leben lässt sich von Stadtplanern befördern, durch bestimmte Regeln lässt es sich auch schützen. Doch festhalten oder verordnen lässt es sich nicht. Denn Öffentlichkeit beginnt paradoxerweise im Unöffentlichen, im privaten Ich, es beginnt in mir, so könnte man sagen: in einem Verhalten, das man öffentlich nennen kann oder eben nicht.

Für die Fußgängerwirklichkeit unserer Städte bedeutet dies: Je mehr Ampeln und Schilder es gibt, je geregelter und verzonter das urbane Leben wird, desto weniger ist das öffentliche Ich gefragt. Ampeln und Schilder erzeugen Sicherheit, sie bedeuten überall dasselbe, auf sie ist Verlass. Eben dadurch aber anonymisieren sie das öffentliche Leben, weil viele Entscheidungen, viele Begegnungen vorhersehbar werden, standardisiert und damit in gewisser Weise leblos. Die Offenheit, die Unvorhersehbarkeit geht verloren, diese aber braucht das öffentliche Leben, wenn es lebendig sein soll. Im Shared Space, man könnte ihn auch Open Space nennen, um einen Begriff aus der digitalen Sphäre zu verwenden, im Open Space kehrt diese Lebendigkeit zurück.

Nicht Sicherheit, sondern Unsicherheit befördert dieser Raum. Er fordert Anteilnahme, Aufmerksamkeit, er verlangt, dass ich den anderen sehe. Wenn Fußgänger, Skateboard-Fahrer, Radfahrer, Autofahrer, wenn die Eiligen und die Langsamen, wenn die Raser, die Flaneure, die Kinder, die Alten, die Karrieristen und die In-den-

Tag-Hineinlebenden sich einen Raum teilen, dann kann das wohl nur gelingen, wenn sie sich gegenseitig im Blick haben. Man könnte auch sagen: Wenn sie von sich selbst absehen und sich bewusst sind, dass sie nicht allein sind, sondern vielmehr etwas teilen, auch wenn es nicht mehr ist als ein Raum. Im bisherigen System von Öffentlichkeit wird der Verkehr vor allem über Funktionszuschreibungen geregelt, es geht darum, wer Recht hat, wer den Verkehrsregeln gehorcht. Das regellose, ungehorsame Echtzeitsystem ist hingegen auf Blickkontakt angewiesen, es ist situationsgebunden, es führt jedem Ich vor, dass es nichts ist ohne das Wir. Ohne Vertrauen, ohne Gesten des Einvernehmens ist kein Vorankommen. Hier zeigt sich: Der öffentliche Raum kann eine zivilisierende Wirkung haben. Und als wäre das nicht schon erstaunlich genug, haben erste Erfahrungen mit dem Shared Space auch ergeben, dass die Menschen in diesem System schneller vorankommen, obwohl gerade die Autofahrer langsamer fahren müssen. Ohne Ampeln, ohne das ständige Halten und Wiederauffahren wird auch der Langsame zum Schnellen. Und weniger Unfälle gibt es ebenfalls. Die Unsicherheit des Shared Space – auch das ein Paradox – erzeugt Sicherheit. Denn gerade weil man sich hier auf nichts und niemanden verlassen kann, wachsen Aufmerksamkeit und Anteilnahme. Bevor ich jetzt aber weiter das Loblied auf die Prinzipien des Echtzeitraums singe oder wir in eine kontroverse Debatte über die Vor- und Nachteile einsteigen (was sicherlich lohnend wäre), höre ich

lieber auf über den Shared Space zu sprechen. Denn zumindest für den Moment scheinen mir die realen Erfahrungen weniger wichtig, ich finde vor allem das Symbolhafte daran interessant. Denn egal, ob Sie als Stadtplaner sich für den Shared Space begeistern können oder nicht, bleibt doch bemerkenswert, dass überhaupt über ein solches neues Ideal diskutiert wird. Allein das scheint mir einen fundamentalen Bewusstseinswandel zu signalisieren. Planer planen das Ungeplante, einen Raum, der nicht determiniert ist – wann hat es das je gegeben? Bitte verzeihen Sie mir mein Staunen, meine Verwunderung darüber, dass der Wandel des öffentlichen Lebens so greifbar, so offenkundig wird, dass er sich in solch konkreter Form und Planungsmethodik niederschlägt. Niemand bestreitet wohl, dass es diesen Wandel gibt. Weil aber der Begriff „Öffentlichkeit“ in der Regel nur schwach konturiert ist, bleibt in den Diskussionen meist unklar, was genau sich eigentlich verändert. Ähnlich verhält es sich mit der Digitalisierung der Alltagswelt, die ohne Zweifel unsere Vorstellungen vom öffentlichen und damit auch vom städtischen Leben prägen. Wie diese Prägung aber aussieht, in welche Richtung sich die Veränderungen vollziehen, scheint weithin umstritten. Warum ist das so? Weshalb ist der Wandel, den doch alle zu spüren scheinen, so schwer zu greifen und zu bestimmen, warum sind die Diagnosen oft so widersprüchlich? Meine Vermutung wäre – und dieser Vermutung möchte ich jetzt einen Moment lang nachgehen: Es liegt daran, dass wir es mit einer in sich

widersprüchlichen Entwicklung zu tun haben. Einerseits lässt sich mit einigem Recht vom „Verfall und Ende des öffentlichen Lebens“ sprechen, so wie es der Soziologe Richard Sennett schon vor über 30 Jahren tat. Sie alle kennen die Symptome dieses Verfalls: Gerade in Deutschland bemächtigen sich Shoppingmall-Konzerne wie die ECE der vormals öffentlichen Räume und verwandeln sie in reine Konsumzonen mit Hausrecht. Nicht selten handeln auch Stadtverwaltungen wie zum Beispiel die in Hamburg nach diesem Muster, indem sie einzelne Straßen und Plätze als semiprivate Business-Distrikte betreiben lassen und öffentliche Gebäude, sogar Schulen, meistbietend verkaufen. Aus dem Volksparkstadion – Nomen est omen – wird eine Imtech-Arena. Ebenso kann man die wachsende Zahl der Überwachungskameras oder das wachsende Interesse an sogenannten Gated Community mit einiger Skepsis betrachten. Vieles deutet darauf hin, dass der öffentliche Raum stärker kontrolliert, abgeschirmt und nicht selten von privaten Interessen dominiert wird; nicht zuletzt die grassierende Groß- und Riesenplakatwerbung ist dafür ein Indiz. Ähnliches gilt, wenn wir den Blick jetzt einmal in die digitale Sphäre hinüberschwenken, für das Internet. Auch das Internet lässt sich als öffentlicher Raum beschreiben und auch hier dominieren nicht selten die Privatinteressen einiger weniger, auch hier gibt es deutliche Tendenzen, das öffentliche Geschehen im Netz auszuspähen und zu kontrollieren. Aus dem Bürger wird im Internet, so eine verbreitete Befürchtung, ein Datenträger, da all seine

Meinungen, Vorlieben, Verhaltensweisen, Aufenthaltsorte abgespeichert und abgeglichen würden. Stichwort: Datenkraken. Stichwort: Vorratsdatenspeicherung.

Zumindest mit der informationellen Selbstbestimmtheit scheint es nicht mehr weit her zu sein. Seit einiger Zeit macht daher der Begriff der Post-Privacy (Christian Heller) die Runde. Und nicht wenige Großkonzerne finden das geradezu großartig: „Sie haben null Privatsphäre, finden Sie sich damit ab“, sagt zum Beispiel Scott McNealy, der ehemalige Vorstandsvorsitzende von Sun Microsystems. Und wie allgemein bekannt, stimmt ihm der langjährige Google-Chef Eric Schmidt gerne zu: „Wenn es etwas gibt, von dem Sie nicht wollen, dass es irgendjemand erfährt, sollten Sie es vielleicht ohnehin nicht tun.“ Oder um mit dem Facebook-Erfinder Marc Zuckerberg, dem laut Time Magazine „Mann des Jahres 2010“ zu sprechen: »Die Zeiten, in denen man seinen Kollegen bei der Arbeit die eine Persönlichkeit präsentieren konnte und seinen Freunden eine ganz andere, diese Zeiten werden ziemlich bald vorbei sein.«

Zuckerberg hält das in seiner calvinistischen Euphorie selbstverständlich für eine erfreuliche Perspektive: »Zwei oder mehr Identitäten zu haben beweist einen Mangel an Integrität.« Für ihn ist das Private öffentlich, das Öffentliche privat und damit im Grunde alles eins. Man könnte auch sagen: Weder das eine, noch das andere ist länger existent.

Und doch scheint mir das Ende des öffentlichen Lebens keineswegs ausgemacht, denn wie gesagt, wir haben es mit



einer widersprüchlichen, vielleicht auch einer dialektischen Entwicklung zu tun. Jedenfalls entbehrt auch der gegenteilige Befund nicht einer gewissen Wahrheit. So war bei allen Privatisierungstendenzen der Drang nach Draußen, ins Öffentliche, wohl noch nie so groß wie heute. Und keineswegs ist Shopping die letzte verbliebene Funktion des öffentlichen Raums, wie der Architekt Rem Koolhaas einst meinte. Man denke nur an die mannigfaltigen Sportaktivitäten, an das Laufen, Rollern, Radfahren, an das Skaten, Segeln, Walken, an Beach-Volleyball mitten auf dem Rathausmarkt, an Geocaching mit unterdessen einigen zehntausend Geheimverstecken allein in Deutschland, an Parcouring und viele andere Freizeitaktivitäten, die aus dem öffentlichen Raum ein Pfadfinder- und Artistenabenteuer machen und ihm auf diese Weise neue Reize abgewinnen. Ohne Zweifel erleben wir eine Versportlichung und zugleich eine Rustikalisierung des Urbanen: Der durchschnittliche Stadtmensch sieht im Winter aus, als müsste er noch am selben Nachmittag zu einer Polarexpedition aufbrechen, mit Timberland-Boots an den Füßen, dicker Strickmütze auf dem Kopf und einer Kapuzenjacke mit amundsenhafter Fellapplikation. Im Sommer ist es umgekehrt: das sehen viele aus, als wollten sie auf Safari, nur der Tropenhelm fehlt. Das eine Lieblingsadjektiv der Gegenwart ist vernetzt; das andere ist mindestens ebenso wichtig: atmungsaktiv. Unter Sportartiklern gilt Outdoor unterdessen als eine der größten Wachstumsmärkte überhaupt, mit einem Umsatz

von 14 Milliarden Euro im Jahr.

Und selbst in dem Bereich, den wir Privatsphäre nennen, lässt sich eine Bewegung hinein ins Offene beobachten. Ähnlich wie im Städtebau war auch im Wohnungsbau das vorherrschende Ideal über viele Jahrzehnte die klare Ordnung. Jedes Zimmer wurde einer definierten Aufgabe gewidmet, alles hatte seinen eindeutigen Ort. Die Küche zum Beispiel, die als das einsame Reich der Hausfrau konzipiert war, die im Hintergrund zu wirken hatte, lag streng getrennt von den Sphären des Eigentlichen. Das Kochen galt eben nur als Mittel zum Zweck. Heute ist das zumeist anders, heute ist Kochen selbst ein Zweck und die Küche wird wieder als Raum und nicht nur als nackte, rein technisch definierte Funktionseinheit verstanden. Mittlerweile sind 70 Prozent aller Frauen berufstätig, mittlerweile weitet sich die Küche oft ins so genannte Wohnzimmer, nicht selten verschmelzen die beiden miteinander.

Wovon Le Corbusier und Ludwig Mies van der Rohe immer träumten, prägt heute viele Neubauten: Aus dem Wohnen als Kammerspiel wird ein Leben auf geöffneter Bühne. Was lange als elitär galt, als Luxusstil der Wohlhabenden und Experimentierlustigen, die sich eine Villa ohne die üblichen Raum- und Denkbarrieren leisten konnten und wollten, das entwickelt sich nun zum weithin akzeptierten Wohnideal. Grundrisse verlieren ihre harten Begrenzungen, die Häuser werden durchlässiger, überall sucht man Verbindungen, oft auch zwischen den Geschossen, und so weicht das einst normierte Wohndasein einer

Polyfunktionalität. Man könnte sogar behaupten: das Ideal des Shared Space ist unterdessen auch in vielen Haushalten eingezogen.

Und nicht nur die Innenbeziehungen des Wohnens werden entgrenzt und aufgewertet. Auch nach außen gibt man sich offener als zuvor, viele verzichten auf die gute alte Gardine und begnügen sich mit Vorhängen oder Stores. Die Fenster sind meist weit größer als früher, man möchte möglichst viel Licht und demonstriert Offenheit.

Mit anderen Worten und um ein kurzes Zwischenfazit zu ziehen: Der Trend zum Einhausen ist mindestens so groß wie der Trend zum Enthausen, einer grassierenden Privatisierung steht eine wachsende Lust am Offenen und Öffentlichen entgegen. Und so lässt sich inmitten dieser widersprüchlichen Diagnose eigentlich nur eines mit Gewissheit sagen: die alten Gegensätze, die lieb gewonnenen Polaritäten lösen sich auf. Ein Denken in Dichotomien – hier das Reich des Privaten, dort das Reich des Öffentlichen – scheint endgültig obsolet. Dieses Denken mag zwar noch in vielen Köpfen stecken und viele Debatten bestimmen. In der sogenannten Wirklichkeit haben wir uns allerdings schon längst daran gewöhnt, dass sich das Unvereinbare vereinbaren lässt. Ganz selbstverständlich werden in Großstädten weite Sandstrände aufgeschüttet, mit Strandkörben und Palmen bestückt, auf dass Urlaub und Alltag, diese alten Gegenpole, eins werden. Und natürlich trägt man Flipflops, diese genuinen Urlaubsschuhe, auch mitten in der City. Auf ähnliche Weise ist auch der Gegensatz von

Stadt und Land kollabiert – etwa dadurch, dass mitten in Berlin-Kreuzberg „urban villages“ entstehen, so nennt das der Investor. "Kann man gleichzeitig in der Stadt und auf dem Land leben?", fragen diese Investoren des Marthashof in ihren Prospekten. Und natürlich bejahen sie diese Frage. Für unser Thema, das Öffentliche, das neue urbane Leben, bleiben solche Verschmelzungsprozesse nicht ohne Folgen.

Besonders einschneidend scheint mir in dieser Hinsicht zu sein, dass auch Arbeit und Wohnen nicht länger als getrennte Sphären erfahren werden. Insbesondere das Einfamilienhaus galt lange als Antipode der Arbeitsstätte: hier war das Private, dort das Öffentliche, hier der Rückzug, dort die Karriere.

Spätestens aber seitdem es Smartphones gibt, fährt für viele Menschen ihre Arbeit mit nach Hause. Nicht nur das eigene Daheim hybridisiert sich in seinen Grundrissen, auch die Vorstellungen von Privat und Öffentlich, von Erholung und Arbeit werden zwitterig.

Lassen Sie mich daher im letzten Teil meiner kleinen Wandlungsgeschichte des städtischen Lebens nach den Gründen und den Konsequenzen all dieser Entgrenzungsphänomene fragen. Einen Hauptgrund würde ich in der allgemein Liberalisierung sehen: Die Öffnungszeiten ebenso wie die Kleidungsordnung oder das Fernsehprogramm, die Schönheits- oder die Geschlechtervorstellungen und ganz allgemein die Ideen von einem guten Leben haben sich verändert. Vieles ist freier und damit auch vielfältiger geworden. Verstärkt

werden diese Entwicklungen durch einen zweiten Faktor: die Digitalisierung. Sie pluralisiert das ohnehin schon Plurale, sie weitet die Öffentlichkeit, erlaubt neue Formen des Austauschs, der Begegnung und natürlich auch der Abschottung. Vor allem weicht sie einen weiteren Gegensatz auf: die klare Grenze zwischen dem Virtuellen und dem Realen. Nicht zufällig ist die Cloud, die Wolke, eine der beliebtesten Metaphern der Netzgesellschaft: die alten Vorstellungen von Zeit und Raum werden diffus, beweglich, amorph, wolkeig eben. Mein Da-Sein wird zum Überall-Sein, und egal, wo ich bin, egal, was ich will - die Welt ist mein. Das ist eine der wichtigsten Verheißungen des digitalen Zeitalters: Verfügbarkeit. Ich kann vergriffene Bücher lesen, abgelegene Landstriche durchwandern, in fremden Sprachen sprechen, ohne dass ich meinen gemütlichen Stammplatz im Café nebenan verlassen müsste. Nichts geht verloren, alles ist immer zur Hand, denn meine Hand hält ein Smartphone. Auch hier also Entgrenzung: Der konkrete Ort meines Aufenthalts verliert an Bedeutung, in gewisser Weise wird er austauschbar, denn ich trage ja ein Instrument der Überörtlichkeit mit mir. Es verbindet mich und verschafft mir so - paradoxerweise - Ungebundenheit. Mit einer Planung der Stadt und des Urbanen im herkömmlichen Sinne ist es deshalb schwierig geworden, denn das geographische Moment verliert an Bedeutung. Wichtiger scheint mir hingegen die Psychologie des Urbanen zu werden, die Frage also, wie sich die Öffentlichkeit, die ein jeder in sich trägt, verändert.

Ähnlich ist es ja interessanterweise mit dem Begriff des Raums, der heute weit weniger als etwas geometrisch Bestimmbares und Rationales diskutiert wird. Vielmehr wird das Atmosphärische, das Gefühlte betont, Raum wird als etwas begriffen, das erst in der Erfahrung des einzelnen überhaupt entsteht. Auch Öffentlichkeit ist ohne dieses Ich nicht zu denken. Doch ist dieses Ich eben immer zwittrig: Jedes Subjekt ist geprägt von Eigen- und Fremderfahrungen, in ihm wohnt der Privatmensch ebenso wie die öffentliche Person. Zumindest war das in der Epoche, die nun zu Ende geht, so: Mit dem Verlassen der Haustür veränderten sich die Verhaltensmuster, viele Dinge tat man einfach nicht im öffentlichen Raum, man aß nicht aus Papiertüten, trank nicht im Gehen einen Kaffee, man sprach nicht laut vor sich hin, ohne ein Gegenüber zu haben. Unvorstellbar wäre es noch für meine Großeltern gewesen, vor aller Augen Geld aus einer Maschine zu ziehen, denn Geld war eine Sache der Diskretion und eine Auszahlung fast schon ein hoheitlicher Akt. Ähnlich wären sie nicht auf den Gedanken verfallen, sich in aller Öffentlichkeit massieren zu lassen, wie es sich etwa auf manchen Großflughäfen als neue Selbstverständlichkeit erweist. Oder bei einem Marathon teilzunehmen und sich als wenig geübte Läufer unter dem Beifall der klatschenden Menge wie die Flagellanten des Mittelalters bis zur völligen Erschöpfung zu schinden und sich selbst zu geißeln. Gerade an solchen Beispielen zeigt sich, wie bereits eingangs festgestellt, dass Öffentlichkeit keine

Institution und auch kein Zustand ist, sondern stets als Prozess begriffen werden muss, maßgeblich geprägt von dem, was sich der Einzelne unter Öffentlichkeit vorstellt. Weil aber eben auch dieser Gegensatz schwindet, weil nicht wenige Menschen zwischen dem öffentlichen und dem privaten Ich kaum mehr unterscheiden – eine Entwicklung die durch soziale Netzwerke forciert wird –, gerade deshalb scheint das öffentliche Leben manch einem gefährdet. Öffentlichkeit heißt ja immer auch: an ein Gemeinwesen zu glauben. Sprich: von den eigenen Partikularinteressen absehen zu können, ohne diese aufzugeben. Also nicht nur das Eigene, sondern auch „das Andere“ im Blick zu haben. Forciert aber durch das Internet scheint es starke Tribalisierungs-Tendenzen zu geben. Die eine, große Öffentlichkeit zerfällt in viele Stämme, in lauter Parallelgesellschaften sozusagen. Jeder findet im Internet, was ihn interessiert, er findet Gleichgesinnte; der Sinn fürs Große und Ganze scheint verloren zu gehen. Doch auch das ist, wie sollte es anders sein, nur ein Teil der Wahrheit. Denn je stärker sich bestimmte Bereiche des Lebens ins Reich des Digitalen verlagern, umso größer scheint das Bedürfnis nach Realräumen zu werden, nach jener „Kraft der Intersubjektivität“, von der Jürgen Habermas spricht und die nicht zuletzt auch eine körperliche Erfahrung ist. 3D jedenfalls ist nicht nur in Kino und Fernsehen äußerst populär, das Dreidimensionale erfreut sich auch in seiner urbanen Ausprägung großer Beliebtheit. Jahrelang hieß es, das

Fernsehen vereinzele die Menschen; nun stellen wir fest, dass auch das Gegenteil wahr ist, und viele dieser Menschen sich nur zu gerne vor Großleinwänden zum sogenannten public viewing versammeln, zum Kollektivglotzen und Gemeinsamfreuen. Und auch das Netz, so zeigt sich, kennt widerstrebende Bewegungen: Es erschließt Wege in die Anonymität und Vereinzelung; zugleich befördert es das Kollektivdenken, jenes Phänomen des Sharism, der auch den Shared Space, formerly known as Fußgängerzone, prägt. Vielleicht ließe sich sogar behaupten, dass dieses Gemeinschaftsgefühl, das in Crowd-Sourcing-Projekten wie Wikipedia zum Ausdruck kommt, und erst recht jene Freiheit der Meinungsäußerung, jenes Moment der Selbstermächtigung, das aus dem Nutzer einen Produzenten macht, dass all diese Internetphänomene auch die Psychologie des Öffentlichen verändern und sich auch deshalb das Verhalten vieler Menschen in den realen Räumen der Öffentlichkeit wandelt. Ob Adbusting, Containern, Flash- und Smartmobs, Trailrunning, Guerillagardening, Radical Cheerleading, „hedonistische Wohnungsbesichtigungs-Rallys“ oder Outdoor-Clubbing – die Bereitschaft, sich auf mal mehr, mal weniger politische Art zu weithin ungewohnten Spielformen des Öffentlichen im Realraum zu verabreden, scheint deutlich zu wachsen. In gewisser Weise ist das schon erstaunlich, denn man könnte ja meinen, dass sich der Mensch der Gegenwart mit den Debatten in seinen Internet-Foren begnügen würde und sich also das öffentliche Leben mehr und mehr in diese



digitalen Sphären zurückzöge. Doch offenbar hält der Realraum, der städtische Raum, weiterhin einige wichtige, unverwechselbare Qualitäten bereit, die das Netz nicht zu bieten vermag. Ganz gleich, ob Stuttgart 21, der Streit um den Bau von Moscheen oder die Auseinandersetzungen um die Elbquerung in Dresden – der Widerstand wäre nichts ohne die Asphaltwirklichkeit. Erst dort tritt er medienmächtig in Erscheinung, erst dort wird für den je einzelnen auch realiter spürbar, dass er eben nicht allein ist. Fast immer ist in solchen Fällen die Architektur nur der äußere Anlass für weit größere Debatten: darüber, was eine Gesellschaft eigentlich ausmacht und wie Öffentlichkeit entsteht. So ging es auch im Streit um Street View nur vordergründig um irrationale Abwehrängste. Erst schien es so, als reagierten viele Menschen des digitalen Zeitalters wie afrikanische Eingeborene, die nicht fotografiert werden wollen, weil sie fürchten, dass mit ihrem Bild auch etwas von ihrer Person in fremde Hände gerät. Tatsächlich ist es ja so, dass Street View kaum etwas anderes zeigt als das, was jeder beliebige Passant einer Straße auch zu sehen bekommt: den öffentlichen Raum mit angrenzenden Zäunen, Auffahrten, Fassaden. Und doch gibt es, wie ich meine, einen gravierenden Unterschied. Während nämlich in der Realwelt der Bewohner den neugierigen Blicken des Passanten begegnen kann, bleibt ihm in der digitalen Welt diese Möglichkeit des Zurückschauens verwehrt. Er sieht ja nicht, wer sieht. Und damit wird der

öffentliche Raum in gewisser Weise privatisiert. Ein Grundprinzip dieses Raums war es bislang, dass sich in ihm die Menschen als Subjekte auf Augenhöhe begegnen können. Hingegen macht das privilegierte Auge von Googles Street View aus allen und allem ein Objekt. Schon lange wächst die Google-Skepsis. Doch erst als die Architektur, erst als der reale Raum ins Spiel kam, bekam das diffuse Empfinden eine sehr konkrete Form. Der Kontrollverlust wurde greifbar, die Ohnmacht bekam gewissermaßen eine Adresse.

Eine durchaus vergleichbare Art von Ohnmachtsgefühl prägt auch den Konflikt um das Bahnprojekt Stuttgart 21. Die Bagger mussten erst rollen, um den großen Protest auszulösen. Die Wut war schon vorher da, vor allem auf jene Politiker, die kaum mehr handlungsfähig scheinen, weil sie sich von Sachzwängen beherrschen lassen und ihrer Vernunft weniger trauen als den Gutachtern. Doch erst als es an den Abriss ging, bekam die Wut ein handfestes Ziel. Was zuvor abstrakt erschien, ein wirres Knäuel aus Interessen, Optionen und Eitelkeiten, hatte nun eine klare, rustikale Gestalt. Der Konflikt ist Architektur geworden, und die Architektur Konflikt. Die Beispiele zeigen, dass bei allem Wandel und bei allen Gefährdungen, die dieser Wandel mit sich bringt, wohl niemand behaupten dürfte, das öffentliche Leben lasse die nötige Lebendigkeit vermissen. Es mangelt nicht an Auseinandersetzungen, an Turbulenzen, tiefgründigen Konflikten. Und gerade in den erregten Debatten um Street View oder auch Facebook zeigt sich ja,

dass es bei allen Grenzverwischungen doch weiterhin ein ausgeprägtes Bewusstsein von dem gibt, was die Grundlage jeder liberalen Öffentlichkeit ausmacht, nämlich das Recht auf Selbstbestimmtheit.

Natürlich bedeutet das nun nicht, dass alles zum Besten stünde. Auch das zeigen ja die Konflikte, das Ringen um das „Recht auf Stadt“, um die Frage, wem der öffentliche Raum eigentlich gehört, wer ihn beherrscht und wie er sich so gestalten lässt, dass er weiter offen steht für die unterschiedlichsten Interessen. Diese Debatten bedeuten aber eben auch, dass unser öffentliche Leben unter einem zumindest nicht leidet: an einem Übermaß an Gleichgültigkeit. Und das würde ich nicht gering schätzen, denn zu den wichtigen Errungenschaften der bürgerlichen Öffentlichkeit gehört ja gerade das Gleichgültige, das Prinzip der Toleranz. Wenn es also zahlreichen Bürgern überhaupt nicht gleichgültig ist, dass die Gleichgültigkeit gefährdet sein könnte, wenn es ihnen also gelingt, dieses Paradox engagiert zu leben – dann scheint es um das Öffentliche nicht so schlecht zu stehen.

Zugestanden, die normative Kraft des öffentlichen Raums, auf die nicht wenige hofften, scheint zu erodieren. Unabdingbar sei dieser Raum, so sagten es manche, unabdingbar für die Sache der Res Publica, erst hier würde die aufgeklärte Gesellschaft zu sich selbst finden und im Idealfall ein stabiles Wir ausprägen. Nun zeigt sich, dass die Formen des Öffentlichen mindestens so plural und widersprüchlich sind wie es die Gesellschaft

selbst ist. Ein öffentlicher Raum kann kalt sein in seiner Anonymität oder schwer erhitzt dank der Intimität, die in ihm gelebt wird. Er erlaubt mir nicht selten, ein Fremder unter Fremden sein zu dürfen, furchtlos und frei, aufgehoben in einer anonymen Masse. Und ebenso kann er das durchaus rauschhafte Gefühl von Gemeinsamkeit befördern, in Berlin an der Admiral-Brücke in Kreuzberg zum Beispiel, wo im Sommer schon am frühen Nachmittag das große Ploppen der Flaschenverschlüsse beginnt, weil man sich hier einfach trifft, unverabredet, ungeplant, einfach weil viele andere auch dort sind.

Vermutlich ist es banal und auch nahe liegend, sich über solche urbanen Phänomene zu freuen. Vermutlich haben die Mahner und Warner auch recht, die mal vor allzu großer Konformität, dann wieder vor übergroßer Liberalisierung und Individualisierung warnen. Dennoch scheint mir die Pluralisierung des Öffentlichen, wie wir sie derzeit in forcierter Form erleben, eher erfreulich zu sein.

Solange das Urbane sich auf gegensätzlichen Bewegungen speist, solange es Privatisierungsbestrebungen ebenso gibt wie Entäußerungs-, Entprivatisierungsbedürfnisse, solange bleibt die Stadt, solange bleibt der öffentliche Raum als ein Raum des allgemeinen Räsonnements bedeutsam. „Urbanität ist die überlegene Unfähigkeit, sich über schlechte Manieren anderer zu ärgern“, meinte der französische Schriftsteller Stendhal im 19. Jahrhundert. Und brachte damit ebenfalls zum Ausdruck, dass der öffentliche Raum immer etwas Zwitteriges mit sich bringt. In ihm veröffentlichen wir uns selbst, ob wir wollen

oder nicht. Wir unterwerfen uns damit auch bestimmten Konventionen, bestimmten Zwängen. Und doch erlaubt er uns eine Freiheit, eine Zwanglosigkeit, die kostbar ist. Öffentlichkeit bedeutet also in gewissem Sinne einen zwanglosen Zwang. Diesen Gegensatz auszuhalten, überhaupt die Gegensätze einer pluralen Gesellschaft zu ertragen, gehört zu den ebenso anstrengenden wie reizvollen Grundbedingungen des Urbanen. Hier treffen die Ichs in ihrer Verschiedenheit aufeinander, ohne sich notwendigerweise einander anzugleichen. Das zumindest ist die Hoffnung, die der Diskurs über den öffentlichen Raum immer noch zu wecken vermag: die Hoffnung auf einen unbeschilderten, richtungslosen, einen freien Raum für freie Menschen, um es pathetisch zu sagen. Natürlich, das ist nur eine Art Utopie, und auf der wirklichen, der dreidimensionalen wie der digitalen Wirklichkeit, liegt immer ein Schatten des Alltäglichen. Auch der Shared Space, um das zum Schluss noch zu sagen, hat bei allem utopischen Anspruch durchaus seine Fallen des Realen. So kam es in Bohmte, einer Kleinstadt in der Nähe von Osnabrück, nach der Umgestaltung des öffentlichen Raums in einen Shared Space nicht zu weniger Unfällen, wie man gehofft hatte. Es gab mehr Unfälle, denn die Menschen mussten lernen, mit der neuen Regelarmut umzugehen. Doch waren es vorwiegend leichte Blebschäden, auch das sei gesagt. Der Wandel des Öffentlichen, nur zur Beruhigung, hat bislang keine allzu schweren Auffahrunfälle verursacht.